

Unser Leben gleicht der Reise

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 6

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ab und schob Rollen in die blecherne Kasette. Er hustelte, um sich bemerkbar zu machen. Er hörte, wie sich hinter ihm der Zuschauerraum leerte und spürte einen kühlen Windhauch durch den Vorraum ziehen. Das schien ihm wie eine Aufforderung zum Gehen, doch aus unbegreiflichen Gründen, deren Ursache man umsonst nachspüren würde, blieb er stehen und sagte in einer Art Trancezustand, als stünde er neben sich selber:

«Ich fürchte, Sie sind mir sehr böse, wenn ich Sie jetzt frage, ob wir uns irgendwann treffen könnten. Sie haben sicher Ihren freien Nachmittag.»

Für einen Moment bildete sich eine Falte des Unmuts auf ihrer klaren Stirn, ihre Hände wurden unruhig, und in ihrem Blick, der ihn jetzt traf, stand etwas Flackerndes, Gehetztes. Dann hörte er sie sagen:

«Das ist leider ganz unmöglich, ich verwende meine freie Zeit, um meine Freundin zu sehen, Bücher zu lesen, häusliche Arbeit zu verrichten. Ich danke Ihnen, es hat keinen Sinn.» Wie zur Bekräftigung der letzten Worte klappte sie das Kasabuch zu und legte es in die Schublade.

Es war eine abschliessende Handlung. Ihre Abwehr war derart vollkommen und eindeutig, dass er enttäuscht den Kassaraum verliess und nachdenklich nach Hause ging. Ihr Anblick liess Federspiel nicht los, er spann ihn in kühnen Träumen weiter: er sah das schöne Mädchen aus dem Hause treten, sich zu ihm gesellen, sie am Arm in ein elegantes Lokal führen, und was dergleichen Jugend-Illusionen mehr sind.

Oft schlenderte er in jener Gegend herum, doch sah er sie nie. Aber dann geschah es! Alles wickelte sich mit bestürzender Schnelligkeit ab. Er sah im Licht des Vormittags zwei Damen gegen sich zukommen, eine hochgewachsene und eine kleine jugendliche, die sich im Gehen mühsam auf den Arm der Begleiterin stützte. Ihr einer Fuss war verkrüppelt, und ihr Hüftgelenk steif, ihr Körper machte beim Gehen eigenartige wellenförmige Bewegungen, die für manche Behinderte kennzeichnend sind. Federspiel spürte, wie er rot und dann blass wurde, er hätte in den Boden versinken mögen, damit sie ihn nicht sah. Er zog sein Taschentuch hervor und verdeckte damit das Gesicht. Sein ganzes Sein war eine einzige Beschämung, ein einziges Schuldbewusstsein. Aber sie bemerkte ihn gar nicht, und die Stimme, mit der sie zu ihrer Begleiterin sprach, dünkte ihn von seltsamer, ihm unerklärlicher Heiterkeit.

UNSER LEBEN

GLEICHT DER REISE

Der Kakadu tobte, weil schon der Einsatz des Liedes unregelmässig gekommen war und die letzten Noten rhythmisch verwackelt waren, so dass der Schlussston wie ein Echo drei- oder viermal erklang. Und das Schlimmste: dieses Hühnergeacker weckte die Lachlust der Klasse. Schüler zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren lachen oft über Sachen, die Erwachsene gar nicht so lächerlich finden.

Der Kakadu tobte also und, wenn er tobte, dann riss er an seinen Haaren, dass sich diese wirklich wie die Federnhaube eines Kakadu emporsträubten. Daher der Uebername! In Wahrheit hiess er natürlich nicht so, sondern Alfons Aebi, war Klavierlehrer am Konservatorium, leitete zwei Chorvereine und gab an unserem Gymnasium Gesangsunterricht. Ein Künstler, und als solcher leicht erregbar, in Begeisterung oder Zorn rasch aufbrausend und für uns die komische Gestalt des Lehrerkollegiums. Dass er eine Symphonie, ein Streichquartett und eine Kantate komponiert hatte, die viel aufgeführt wurden, imponierte uns Buben nicht, weil wir davon nichts verstanden. Skifahren und Fussball waren uns wichtiger.

Er warf den Taktstock hin, trommelte mit den Fäusten auf dem Katheder und kreischte mit sich überschlagender, zum Falsett emporsteigender Stimme: «Jetzt habe ich aber genug, endlich einmal genug. Ich melde euer Betragen dem Herrn Direktor.» Das hatte er schon oft gesagt und nie getan. Wir lachten, und der Kakadu schoss zur Türe hinaus.

«Er wird doch nicht ...?» Keiner glaubte es, bis der Direktor hereintrat und mitteilte, dass die Betragensnote der ganzen Klasse um einen Grad gesenkt würde. Wegen ungebührlichem Verhalten gegen Herrn Aebi und pietätlosem Verspotten eines ernsten, ja sogar religiösen Liedes.

Das Beresinalied! Wir hätten auch bei jedem anderen unserem Uebermut freien Lauf gelassen. Es galt nicht dem Lied, sondern dem komischen Aerger, den tatsächlich etwas hysterisch übertriebenen Gesten des Lehrers, der sich in seinem Künstlerbewusstsein beleidigt gefühlt hatte.

Aus der anfänglichen Niedergeschlagenheit über die angedrohte Zensursenkung wuchs Zorn und Wunsch nach Rache. Wir beschlossen, dem Kakadu ein Ständchen zu bringen. Das Beresinalied ... aber wie!

Er wohnte in einem kleinen Einfamilienhaus am Rand der Stadt. Da war einmal helles singendes Leben gewesen, so ein rechtes Musikantenhaus. Bis vor einigen Jahren die Frau und bald nach ihr der Sohn von einer Grippeepidemie dahingerafft wurden. Jetzt war es nur mehr die braune Hilde, die den alternden Vater betreute. Wir kannten sie alle, ein fröhliches Mädchen, das so gar nichts Künstlerisches hatte, sondern sehr natürlich und sportlich war. Jedes Wochenende verbrachte sie mit ihrem Verlobten, einem jungen Bankbeamten, in den Bergen. Und morgen war Samstag — da war der Kakadu allein.

Abends so um zehn schlichen wir uns in das kleine Vorgärtlein, postierten uns vor dem einzigen erleuchteten Fenster, hinter dem der Kakadu wahrscheinlich über Notenblättern sass, und sangen. Natürlich das Beresinalied, jeder in einer anderen Tonart, kreischend und brüllend, wie eine Horde betrunkenen Aschantineger. Im Hause rührte sich nichts, aber in den Nebengebäuden wurde es laut, und Lobesworte waren es nicht, die wir hörten. Da verstoben wir in der Dunkelheit.

Aber unser Rachedurst war noch nicht gelöscht. Eine halbe Stunde später schlichen der Fessler Karl und Schmocker Hans nochmals in den Garten und läuteten an der Haustüre. Das noch immer erleuchtete Fenster öffnete sich, der Kakadu mit hochgestellter Haartolle fragte, wer draussen sei.

«Abordnung des Gemeinderates. Sie haben für Ihre Oper «der verrückte Kakadu» den Ehrenpreis der Kunstkommission bekommen.»

Das Fenster schlug zu, dass die Scheiben klirrten, und gleich darauf erlosch das Licht. Wir gingen mit dem Bewusstsein eines vollen Sieges über Lehrertücke heim.

Am Montag wurde uns doch etwas schwül, als zur Gesangsstunde nicht der Kakadu, sondern der Direktor höchstpersönlich erschien. Er blickte so ernst drein, dass wir an nichts anderes dachten, als

an ein kommendes Strafgericht. Hatte man uns doch gesehen? Wusste man, wer die Uebeltäter waren? Trotz aller Vorsichtsmassnahmen, der Dunkelheit und den ausgestellten Wachen?

«Die Gesangsstunde fällt aus», sagte der Direx, aber viel leiser als sonst sein Bass dröhnte. Es war als liege ein Schleier, ein leichtes Schweben über der Stimme. «Herr Aebi ist von einem furchtbaren Unglück betroffen worden. Seine Tochter ist Samstag in den Bergen verunglückt. Beim Aufstieg zu einer Schutzhütte wurde sie von Steinschlag schwer verletzt. Man hatte dem Vater sofort telegraphiert, aber seltsamerweise hat Herr Aebi dem Telegrammboten trotz wiederholtem Läuten nicht geöffnet. Erst gestern früh bekam er die Nachricht, aber es war zu spät. Das Mädchen war schon gestorben. Ich hoffe, ihr werdet die nun frei gewordene Stunde ruhig und würdig mit der Vorbereitung für die nächstfolgende Mathematikstunde verbringen.»

So muss es sein, wenn man aus der Geborgenheit der Erdatmosphäre plötzlich in Weltraumkälte versetzt wird. Wir waren erstarrt, zu Eis geworden. Nur ein Lebendiges in uns, ein dröhnender Hammer: Schuld, Schuld! Wir sahen nicht des Direktors huldvoll-schmerzliche Miene, als er ging. Bei einer Schar übermütiger Jungen hatte er wohl nicht so viel Mitgefühl erwartet. Dass unser Schweigen viel mehr war, das ahnte er nicht.

Schuld! Wir trugen sie, weil Aebi auf das Läuten des Telegraphenboten nicht reagiert hatte in der Meinung, wir stünden neuerdings vor der Türe, um ihn zu ärgern. Dass er das Einzige, was er gehabt hatte, nicht noch einmal lebend sehen, nicht von ihm Abschied nehmen konnte — wir waren daran schuld.

Kein Wort fiel, lange nicht, bis Fessler verzweifelt ausrief, ja schrie: «Es muss etwas geschehen.»

Aber was? Wir kamen auf die naheliegendste und deshalb ungeschickteste Idee: nachmittags traten wir alle mit einem grossen Kranz den Bussgang zum Musikantenhaus an. Die Fenster waren verhangen, nichts rührte sich darin. Kaum wagten wir zu läuten. Wie leichtherzig und bedenkenlos hatten wir Samstagabend auf den Klingelknopf gedrückt!

Man musste unser Kommen doch beobachtet haben. Eine schwarzgekleidete Frau kam heraus, eine entfernte Verwandte des Lehrers, die ihm fürs erste beistand und die Wirtschaft führte. Ihr

Blick sagte es uns: sie wusste alles. Messerscharf ihre Stimme: «Herr Aebi lehnt es ab, die jungen Herren zu sehen.»

«Der Kranz — bitte!», fast flehend hielten wir den Kranz hin. «Herr Aebi verzichtet.»

Wir gingen heim wie eine Schar armer Sünder zum Hochgericht. «Was jetzt? Er verachtet uns, wird nie verzeihen.»

Da war es Jürg Moser, der einen Weg sah, den einzigen. Wir haben es ihm nie vergessen. «Wir singen das Beresinalied.» «Bist du verrückt?»

«Beim Begräbnis, ohne dass jemand davon weiss. So schön als wir nur können. Wir üben es so ein, wie er es gesungen haben wollte.»

Noch zweifelten wir, ob es gelingen würde. Aber es war die einzige, die letzte Möglichkeit, wieder gut zu machen, was wir getan hatten.

An einem trüben, wolkenverhüllten Tag wurde Hilde begraben, die doch so froh und hell gewesen war und das Leben im Licht der Sonne und Berge geliebt hatte. Viele Menschen standen um das offene Grab, die ganze Stadt nahm Anteil an dem schweren Schicksal des Vaters. Er selbst mit hartem versteinertem Gesicht, regungslos den starren Blick in eine Ferne gerichtet, während neben ihm der ganz gebrochene Bräutigam, Hildes Begleiter auf der Todesfahrt, seinen Schmerz keine Zügel anlegen konnte und wie ein Kind weinte.

Die vielen Teilnehmer an der Feier machten es möglich, dass wir Buben hinter den Rücken der Erwachsenen vorderhand unsichtbar blieben. Noch war uns, als stecke uns ein Knebel im Hals. Wir zweifelten, ob wir überhaupt würden singen können. Dann aber, als der Sarg in die Tiefe gelassen wurde, kam schon der Einsatz überraschend sicher und klar, die ersten Worte des Liedes «Unser Leben gleicht der Reise eines Wandrers in der Nacht.»

Unwillkürlich traten die Leute vor uns zur Seite, so dass eine Gasse frei wurde und wir Alfons Aebi unmittelbar gegenüberstanden. Zuerst war ein grosses Staunen in seinem Gesicht, machte dann aber zunehmender Weichheit und Ergriffenheit Platz. Das gab uns Mut; immer freier strömte der Gesang aus den jungen Kehlen und brach schliesslich wie ein Sonnenstrahl der Hoffnung und des Trostes aus den letzten Worten hervor: «Dort in jenen fernen Höhen wartet unser noch ein Glück.» Noch nie hatten wir so gesungen, uns über unser bescheidenes Können hinausgesteigert.

Als das Lied verklungen war, schlossen sich die Reihen vor uns wieder, der Priester sprach die

letzten Abschiedsworte, und wir schlichen, noch immer im Zweifel, ob wir recht getan hatten, davon.

Zwei Tage später war wieder Gesangsstunde, und allen stockte etwas im Herz, als Aebi eintrat. Er blieb einen Augenblick in der Türe stehen und sah uns mit einem warmen, guten Leuchten in seinen etwas hilflos kurzsichtigen Augen an. Dann trat er zum Katheder und ergriff den Taktstock.

«Wir singen das Beresinalied. Ich glaube, heute verstehen wir es alle besser.»

F R I S C H E M I L C H

Eines Tages kaufte sich Mark Twain gemeinsam mit einem Freund eine Kuh, weil er gehört hatte, dass frische Kuhmilch sehr gesund sein sollte. Sie bezahlten jeder die Hälfte. Nachdem die Kuh eine Woche in ihrem Besitz war, erhielt der Freund eine Rechnung über Futter, jedoch keine Milch. In der zweiten Woche ereignete sich dasselbe. Nachdem der arme Freund sechs Wochen lang die Rechnungen für die Ernährung der Kuh bezahlt hatte, ohne einen Tropfen Milch zu sehen, suchte er Mark Twain auf. Er fand ihn im Bett liegend: ein Manuskript vor sich, ein grosses Glas frischer Kuhmilch neben sich. Empört fragte der Freund, wie es denn komme, dass er die Rechnungen, Mark Twain aber die Milch bekomme. «Das, lieber Freund», sagte Mark Twain, «ist sehr einfach zu erklären. Wir haben die Kuh zusammen gekauft, also gehört jedem die Hälfte.» — «Allerdings.» — «Nun», sagte Mark Twain, «dir gehört die vordere Hälfte und mir die hintere. Was kann ich dafür, dass die Kuh vorne frisst und hinten Milch gibt...?»

(Entnommen dem Nachwort Paul Hühnerfelds zu Mark Twains «Prinz und Betteljunge», einem Bande der Reihe «Kid-Weltliteratur», einer Sammlung für die Jugend, Obpacher Buch- und Kunstverlag, München).